

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 2

Artikel: Aus dem Leben eines Geringen
Autor: Ambühl, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065474>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

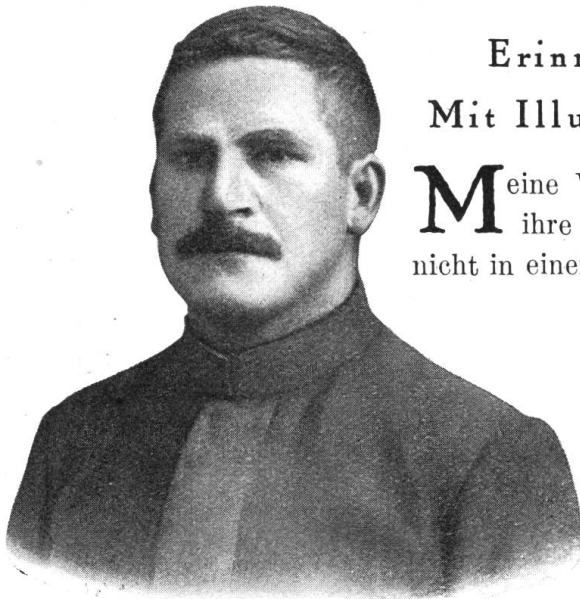
Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUS DEM LEBEN EINES GERINGEN

Erinnerungen von Karl Ambühl

Mit Illustrationen von Jak. Ritzmann



Meine Wiege, in der alle meine zehn Geschwister ihre erste Lebenszeit zugebracht haben, stand nicht in einem Palast, sondern in einer baufälligen Hütte des Obersimmentales. Bei tobenden Stürmen ächzte und stöhnte unser Hüttlein wie ein Schwerkranker; aber gleichwohl war es uns lieb und wert, denn es bot uns allen, nach heutigen Begriffen zwar primitiven, Unterschlupf.

Mein Vater war Lehenbäuerlein, dazu staatlicher Wegknecht, und zudem liess sich noch mancher Batzen durch Gelegenheitsarbeit verdienen. Diese Einnahmequellen und das



*„Das Haus, wo
alle aufwuchsen zu
brauchbaren Menschen...“*

weise Haushalten der tüchtigen Mutter ermöglichten es, die grosse Familie schlecht und recht durchzubringen. Not litten wir eigentlich nie; aber natürlich mussten wir auf manches verzichten, nach dem ein Menschenherz begehrt. Durch Schleckereien verdarben wir uns die Zähne und den Magen nicht. Krankheiten waren glücklicherweise selten unser Gast, und so wuchsen wir alle heran, rotbackig und voll Lebenslust.

Viel Sorgen bereitete der Mutter die Einkleidung, namentlich im Winter. Doppelt, ja sogar dreifach war der Hosenboden mit Flickern überzogen. Wenn unsere Anzüge manchmal auch etwas landkartenmässig aussahen, waren sie doch meistens ohne Löcher. Im Sommer war die Kleiderfrage bald erledigt. Vom frühen Frühling bis Spätherbst liefen wir barfuss. Bloss mit Hemd und Hose, welche gewöhnlich nur an einem Hosenträger hing, ging man zur Schule. An eine Kopfbedeckung (etwa Büsimütze!) dachte kein Kind, nur wenn die Witterung etwas unwirtlich wurde, suchte man eine zerknüllte Zipfelmütze hervor.

Anstössig fand man unsere Mode nicht; denn sie unterschied sich ja nicht wesentlich von der der andern, und zudem unterrichtete unser Herr Lehrer im Sommer immer hemdärmelig und meistens in den Stallholzschuhen. Er betrieb nämlich neben der Schulmeisterei noch einen kleinen Landwirtschaftsbetrieb. Mit Vorliebe zog er aber seine Schüler zu den verschiedenen Arbeiten heran. So mussten am Morgen zwei Branchenkundige die Stallarbeiten fertig machen, Futter herrüsten, am Mittag die Streue ordnen, und wer sich nachmittags von unbeliebten Schulfächern drücken wollte, fand immer Ar-

beit in Stall und Feld. Das Pfeifenrauchen konnte unser Herr Lehrer auch während dem Unterricht nicht lassen, und wer sich gegen die Schulregeln versties, wurde kurzerhand mit dem Tabakbeutel durchgeprügelt. Wir Schüler verstopften dem Jugendbildner wiederum das Pfeifenrohr, mischten ihm zerschnittene Haare unter den Tabak und dergleichen.

Unsere Eltern liebten und ehrten wir sehr; denn sie trafen mit Güte und Strenge ziemlich den Mittelweg. Als dann unser Vater sogar als Telleinzüger (Steuereinzüger) der Gemeinde gewählt wurde, glaubten wir Kinder, er hätte den Gipfel der zu vergebenden Chargen erreicht.

Am Sonntag gab's in der eintönigen Kartoffelspeisekarte eine Abwechslung in Form von einem Stückchen Fleisch, und wenn das Wetter hell und klar, sammelte der Vater sein Vermögen, nämlich die Kinder, und zog mit seiner Truppe aus, und wenn er abends alle gesund und munter zurückbrachte, hatte er ein fleisiges Tagewerk vollbracht.

Auch zogen die Eltern mit Kind und Kegel und einem Laib Brot als Zwischenverpflegung nach dem sogenannten Feldbödeli, wo sich der Vater und die grössern Geschwister am « Stöcklen » amüsierten und der Rest auf der Weide herumkugelte. Wie heimelig waren jeweils die schönen Herbstsonntagnachmittage, an welchen sich der Vater mit den vier schon spiel-tüchtigen Jungen im Hornussen übte!

An den stürmischen Wintertagen, wenn der Schnee oft meterhoch lag, holte man die im Herbst massenhaft gesammelten Haselnüsse aus dem Rauchfang, würfelte um sie und klopfte sie auf dem Sandsteinofen auf, so dass die Ofenplatten

schon ganz bedenkliche Vertiefungen aufwiesen.

Jeweils erzählte der Vater auch von seiner Wanderzeit als Erntearbeiter und Oberschweizer, die ihn sogar, nach unserer Vorstellung ins unendlich weit entfernte, Oberelsass führte.

Die langen Winterabende gaben aber auch Anlass zu Reibereien. Wenn auch der grosse Sandsteinofen und das Ofenloch Platz boten für sechs bis acht Personen, gab's doch im-

mer Ueberzählige, und dann musste wiederum der Vater als Streitschlichter eingreifen.

Aber leider, ich war zirka 12jährig, verunglückte der Vater beim Holzen tödlich, elf Kinder hinterlassend, wovon das Jüngste erst drei Monate alt. Der herzzerreissende Jammer und das Elend wurden noch vergrößert durch das dumme Geschwätz der Mitmenschen: Die Familie falle der

Gemeinde zur Last. Es gibt nämlich nichts Schrecklicheres, als wenn eine Familie nach jahrelangem friedlichem Zusammenleben plötzlich auseinandergerissen und nach verschiedenen Richtungen hin verkostgeldet werden sollte.

Schulden waren glücklicherweise keine vorhanden, und als vorsorglicher Mann hatte sich der Vater gegen Unfall versichert. Weil sich aber niemand für unsere Rechte einsetzte, wurde nur die Hälfte der schuldigen Versicherungssumme ausbezahlt.



„Solange sie noch einen Finger rühren könne, komme kein Familienglied aus dem Hause“, sagte die Mutter . . .

Wie erwartet, erschien auch bald der Gemeindevorsteher mit der bündigen Erklärung: Die Behörde werde die Familie versorgen und als Garantie die Versicherungssumme einstreichen. Unsere energische Mutter schickte aber diesen bösen mit der kurzen Antwort: Solange sie noch einen Finger rühren könne, komme kein Familienglied wider ihren Willen aus dem Hause. Auch eine Vorladung vor den Gemeinderat und der nicht gerade edle Ausdruck des Präsidenten: « Und wenn ihr alle kaput geht, ist's recht », änderten den Willen der Mutter nicht.

Der erst 21jährige Bruder setzte sich nun an Vaterstelle, und als er die Aemtlein des Vaters erhielt, schien unsere Zukunft gesichert. Als uns aber das Lehenheimwesen gekündet wurde, fing das Sorgen von neuem an; denn kein Mensch wollte die grosse Familie, von der nicht einmal der Hauszins gesichert schien, einquartieren. Durch Gönner gelang es uns aber, doch endlich durch Kauf eine Unterkunft zu finden, wo jedes der Geschwister aufwuchs zu einem brauchbaren Menschen.

Ja, erst heute kann ich ermessen, welche grosse Leistung die Mutter fertig brachte, mit den bescheidenen Einnahmequellen die grosse Familie durchzubringen, besonders da es ihr Bescheidenheit und ein eigener Familienstolz nicht zugaben, ein Almosen anzunehmen.

Sie richtete sich in erster Linie nach dem Grundsatz: Keine Ausgaben ohne entsprechende Einnahmen. Mit dem Essen wollte sie zwar nicht geizen; « denn sonst bringt man's dem Arzt », sagte die Mutter; aber um so grössern Wert legte sie auf die Reinhaltung und sorgfältige

Behandlung der Kleider. Fast alles wurde für die kleinern Geschwister halbe Nächte durch selber zurechtgeschneidert, und die oft raffiniert zusammengeflickten Kleidungsstücke wechselten oft drei Altersstufen, bis sie nichts mehr taugten.

Da der Ertrag unserer Aeckerlein nicht langte zur Haltung von zwei Ziegen, mussten wir Buben den ganzen Sommer mit Hutte und Säcken die unbenutzten Waldwiesen abgrasen, damit unsere Milchsponderinnen genügend Futter erhielten. Wie viele unzählige Pfund Beeren, Hagebutten und Heilkräuter sammelten wir im Sommer, die uns Wintervorrat und sogar einige Batzen einbrachten! Sogar Kartoffeln und Obst konnten wir genügend einkellern, weil wir den Bauern gegen diese Naturalien beim Ernten behilflich waren.

Liebe zur Familie, gute Gesundheit und Gottesfurcht gaben der Mutter immer wieder Kraft, im Existenzkampf auszuhalten. Es wurde keine Mahlzeit angefangen, oder der Tisch verlassen, ohne zu beten; « denn die Speisen ernähren so viel besser », sagte die Mutter.

Da jedes Familienglied nach Möglichkeit ein Scherflein zum Unterhalt beisteuern musste, verschafften wir uns durch Pferdehaaararbeit einige Heimarbeit. Die schlechtbezahlte Arbeit musste ich dann nach dem 2½ Stunden entfernten Depot tragen. Von diesen, besonders im Winter beschwerlichen Botengängen, bleibt mir einer besonders in Erinnerung.

Halb erfroren, nass, mit hohen Schneekufen an den Holzschuhen, langten der Bruder und ich an einem traurigen Wintertag endlich am Bestimmungsort an. Die Frau des Fabrikanten hatte Erbarmen mit uns, dirigierte uns in die Küche,

wo sie uns Butterbrot und eine braune Flüssigkeit, welche sie Kakao benannte, vorsetzte. Auf diesem Botengang hatte ich nicht nur den ersten Kakao getrunken, sondern auch erfahren dürfen, dass es wirklich noch gute Menschen gibt.

Im Herbst des folgenden Jahres wurde ich als Kuhhirt placiert, um dadurch die Familie zu entlasten. Zufolge des nassen Herbstwetters wurden mir die Holzschuhe bald zu klein, und ich war gezwungen, barfuss zu gehen. Die Folgen davon, das Bettnässen, blieben nicht aus, und der Spott meiner Meistersleute veranlasste mich, die Stelle zu verlassen. Weil ich mich aber schämte, nach Hause zu gehen, verbrachte ich den Rest der Herbstferien im Nachbarort, ohne dass meine Angehörigen eine Ahnung davon hatten.

Meine Nebenbeschäftigung im folgenden Jahre bestand im Käsereifahren. Mit Pferdegespann hatte ich für vier Bauern die Milch je morgens und abends in die 40 Minuten entfernte Käserei zu fahren, und zudem wurde ich noch allzugern zu Stallarbeiten herangezogen. Morgens hiess es also um 5 Uhr aus den Federn, und abends gab's selten vor 8 Uhr Feierabend. Zudem hatte ich wiederum einen halbstündigen Schulweg zurückzulegen.

Dass dabei die Schulaufgaben zu kurz kamen, ist selbstverständlich; aber dank meines guten Gedächtnisses konnte ich mit der Klasse Schritt halten.

An meinem Verpflegungsort wurde zu meinem Verdruss der Schnitztrog in allzu grossen Ehren gehalten. Mittags gab's fast regelmässig dürre Obstschnitze, abends stand die Schnitzplatte wieder auf dem Tisch, und wer morgens zur Rösti Obst begehrte, brauchte dieses nur im « Ofenguggeli » zu holen.

Die konservative Anschauung der Bauersleute äusserte sich auch beim Brotbacken. Wenn das drei bis vier Wochen alte Produkt allzu hart wurde, schnitt es die Bäuerin in Scheiben und liess es auf der dampfenden Kartoffelrösti aufweichen.

Ususgemäss mussten zum Abschluss der Heuernte auch Kuechli gebacken werden. Als geizige Frau fand sie auch hier den weisen Rank. Zu Beginn des Festessens servierte sie nämlich handdicke Brotschnitten, die auch den nötigen Umfang besaßen. Wer nur die Hälfte eines solchen Stückes verzehrt hatte, tat der nachfolgenden bessern Qualität keine grosse Ehre mehr an.

Als Lohn für meine einjährige Nebenarbeit erhielt ich ein Bündel Äpfel und einen alten Rock vom Grossvater selig.

Im nachfolgenden Jahre wurde ich durch Verwandte zu einem kinderlosen Kleinbauern ins bernische Mittelland placiert. Nebenbei wurde mir noch verraten, ich hätte bei gutem Verhalten Aussicht, denselben zu beerben. Nach einjährigem gutem Zusammenleben starb aber mein Pflegevater; das Heimwesen wurde veräussert, und der Erbschaftskandidat musste wieder heimwärts ziehen.

Da der älteste Bruder inzwischen eine gutgehende Kiesrüsterei eröffnet hatte, wurde ich ihm eine gute Stütze. Aber auch auf jeden Nebenverdienst waren wir erpicht. So besaßen mein jüngerer Bruder und ich in der nächstgelegenen Wirtschaft das Monopol für Kegelstellen, und wehe dem, der uns dieses streitig machen wollte! Diese wurden erbarungslos verprügelt. Die Einnahmen beliefen sich bis auf fünf Franken pro Sonntag. Dieser Beruf konnte aber gelegentlich auch ungemütlich werden; denn

wenn ein ungehobelter Bauernknecht im Zorn über einen schlechten Schuss die Kugel durch die Luft bis in die Kegelhütte warf, mussten wir uns über die Rampe oder, wenn noch Zeit, in den Dachstuhl retten. Als Aushilfsfuhrmann liess ich mich besonders gern engagieren, und davon bleibt mir folgende Episode in Erinnerung: Bei einer Holzfuhr im Winter wurde ich genötigt, dem Znüni, bestehend aus Brot, Speck und Schnaps, übernormal zuzusprechen. Arg betrunken wurde ich nach Hause gebracht und von der Mutter dummerweise auf den warmen Ofen dirigiert. Die natürlichen Folgen blieben nicht aus, und anderntags war ich nicht imstande, die Schule zu besuchen. Dieser Fall hat mich bis heute von der Schnapstrinkerei gründlich geheilt. Aber wie jeder Mensch, waren auch wir Kinder nicht vollkommen und bereiteten durch dumme Streiche der Mutter Verdruss.

Eine zu jener Zeit übliche Sitte bestand darin, uns mit halbwüchsigen Postboten herumzubalgen. Bei günstiger Gelegenheit wurden dann die Postsäcke versteckt, so dass der Zug ohne diese weg-

fuhr. Ein scharfer postamtlicher Brief legte uns aber dieses Spiel.

Auf dem Schulweg schlug ich anlässlich einer Wette mit einem Steinwurf einen Hahn zu Tode. Als Entschädigung vereinbarte ich an Stelle des fehlenden Bargeldes die Lieferung von einem Dutzend Birkenbesen, die ich natürlich in der Freizeit anfertigte.

Viel Freude bereiteten uns die Tanzsonntage in der gegenüberliegenden Wirtschaft. Der primitive Tanzsaal befand sich auf dem Stall und Schopf. Durch ein in die Diele gebohrtes Loch steckten wir einen Stock und brachten dadurch die Tanzen den zum grossen Gaudium zu Fall. Dieser Streich endete aber mit einer Tracht Prügel.

Selten ohne Schlägereien liefen die Kilbenen usw. ab. Unsere Mitwirkung war dabei eine passive, indem wir je nach Sympathie oder Antipathie die herumkollernden Hüte zusammenlasen oder den Streitenden unter die Füsse warfen.

An einem stürmischen Tage hissten mein Bruder und ich auf dem Dachfirst in Form einer neuen Wolldecke eine Fahne. Der Wind warf aber dieselbe samt



den Fährnichen auf den Miststock hinunter. Ein Glück war's immerhin, dass beim Herabrutschen auf dem Schindeldach nur die Hosen und die Wolldecke stark litten.

Meine Konfirmandenkleider hatte ich selbst verdient und war natürlich sehr stolz darauf. Die Freude wurde mir aber total verdorben durch den Hut, ein Göttigeschenk. Dieses breitrandige Stück, welches wahrscheinlich infolge dieser Form keinen andern Liebhaber gefunden, war mir viel zu gross und der Gegenstand grossen Gespöttes.

Da ich gross und stark war und schon einige Vorbildung besass, interessierten sich viele Liebhaber, meistens Bauern, um meine Wenigkeit. Da mir die Offerte eines Sägers mit sechs Franken Wochenlohn die günstigste schien, wurde ich Sägerlehrling.

Mein Logis wurde mir im sogenannten Sägestübli angewiesen. Im Nebenraum befanden sich die Petroleum- und Oelvorräte, sowie die Reparaturwerkstätte mit stinkendem Ballast und dergleichen. Im Winter diente der grosse Sandsteinofen als Kleidertröcknerei. Die Verbindungstüre war defekt, so dass sich sämtliche Gerüche in meine Lagerstätte verflüchtigten. Das Bett mit Strohsack musste ich selber ordnen, weil sich kein weibliches Wesen nach hier verirrte als etwa beim vierteljährlichen Wäschewechsel. Obschon mein Schlafgemach kein ideales war, so hätte ich doch nicht getauscht mit dem meiner Nebenarbeiter. Es fristeten nämlich acht Mann in vier Betten in einer Dachkammer von zirka 5 Meter Seitenlänge ein geruchvolles Dasein. Die Verpflegung war recht, nur wäre im Winter Milch oder Kaffee dienlicher gewesen

als der scheinbar Wärme spendende Branntwein. Eine mir ungewohnte Tatsache war, dass die Milch oder Suppe aus der gleichen Schüssel gelöffelt wurde und wenn's pressierte, dieselbe vom einen oder andern an den Mund gesetzt und ausgetrunken wurde.

Mein Arbeitgeber war ein leidenschaftlicher Wilderer. Der Rappenklemmer stellte eher den Betrieb ein, als dass er ein ihm in die Quere gelaufenes Häslein am Leben liess. Nie konnte die Polizei den raffinierten Mann fassen, sondern er trieb noch allerlei Schabernack mit den Rechtshütern. So glaubte ein Polizist, ihn auf frischer Tat fassen zu können, wurde aber, wie immer, rechtzeitig signalisiert. Mit unschuldiger, freundlicher Miene wurde der Mann des Gesetzes zu einem Kaffee eingeladen. Der sogenannte Husaren-Kaffee, mit gekochtem Branntwein und dann wieder Branntwein, bekam aber dem Manne nicht gut, und er wurde dann in stark beduselter Zustand in den warmen Kuhstall auf Stroh transportiert. Die Folgen blieben nicht aus, und anderntags musste der marschunfähige Mann natürlich gegen ein Trinkgeld nach Hause geführt werden.

Ein Bruder meines Arbeitgebers hatte durch Trinken sein blühendes Sägereigeschäft arg heruntergefuhrwerkt. Diesem wurde ich als ausgebildeter Säger zur Aushilfe zugeteilt. Der Empfang in dem abgelegenen Bergnest von dem arg betrunkenen neuen Prinzipal war kein ermutigender, und noch weniger heimelig war mein Logis. Nach der ersten stürmischen Schneenacht musste ich die Fensterscheiben mit Holzbrettern flicken, da ich in meinem Schlafgemach regelrecht Wintersport treiben konnte.

Die Trinktermine meines neuen Meisters wurden immer kürzer, und als er in seinem Saufwahn eines Abends die ganze Familie durchprügelte, warf ich, erst 18jährig, ihn mit ganzer Kraft die Haustreppe hinunter. Da ich auf Wiedervergeltung rechnen musste, schnürte ich am folgenden Tage mein Bündel, obschon mich die ganze Familie bat, doch zu bleiben.

Die durch diesen Zwischenfall verursachten Differenzen veranlassten mich, trotz Protest meiner Angehörigen, meine Beschäftigung, die mir nie besonders zusagte, zu quittieren.

Mein neuer Beruf als Käser führte mich in den folgenden Jahren im ganzen Schweizerland herum. Zwar war diese Branche auch keine Beschäftigung zum Faulenzen; denn viel und schwere Arbeit gab's von morgens früh bis abends spät, und wenn der Meister noch ledig war, wurde man noch Köchin und Zimmermagd im Nebenamt. Zwar stellte sich mithin in einer heiratsfähigen Bauerntochter Grathilfe ein, die uns den verlotterten Haushalt wieder zurecht schmiedete; aber ein Käser beisst nicht allzu gern an, weil ja bekanntlich ein Lohnkäser mit Familie bei einer Wahl infolge vermeintlicher grosser Konsumation in Milch, Butter und Käse stets ins Hintertreffen gerät. Oefters waren und sind noch heute die Wohnungsverhältnisse in den Käsereien und die Besoldung dementsprechend.

Mit 24 Jahren brachte ich es bereits zum Chefarbeiter eines Etablissements von acht Mann.

Meine Sparsamkeit ermöglichte mir dann noch den Besuch einer Fachschule, und durch ein wenig Glück wurde ich aus über 100 Anmeldungen auf einen Vertrauensposten gestellt.

Die grösste Dummheit, sagte man mir, hätte ich begangen durch die Heirat meiner Jugendfreundin, ein aus bescheidenen Verhältnissen stammendes, aber tüchtiges Mädchen. Nach der Meinung meiner Angehörigen hätte ich in meiner sichern Position eine Person mit Geld, ja sogar sehr viel Geld wählen sollen, und laut Urteil meiner modernen Umgebung passte das in Kleidung und Sitte einfache Bergkind absolut nicht in die Atmosphäre der hochkultivierten Menschen. Ja, meine Vorgesetzten bezeugten mir ihre Verachtung dadurch, dass sie mir eine weitere Beförderung vorenthielten.

Die Welt ist ja heute wie immer voll Gegensätze. Eine gute Abstammung gilt mehr als Fähigkeiten. Ich habe aber in meiner harten Lebensschule begreifen und mich nach den Verhältnissen fügen gelernt. Bereut habe ich meine Wahl bis heute noch nicht; denn eine tüchtige Lebensgefährtin erspart mehr, als eine reiche, unfähige Person einbringt.

Auf meinem sogen. Trögli-Koffer, den ich als Andenken in Ehren halte, steht der Spruch :

Ich hoff' auf Gott und wart' der Stund,
Bis mir mein Glück mit Freuden kummt.

Das Glück ist dann für mich da, wenn ich's noch gesund erlebe, dass meine Kinder als tüchtige Menschen selbständig ihr Brot verdienen können.